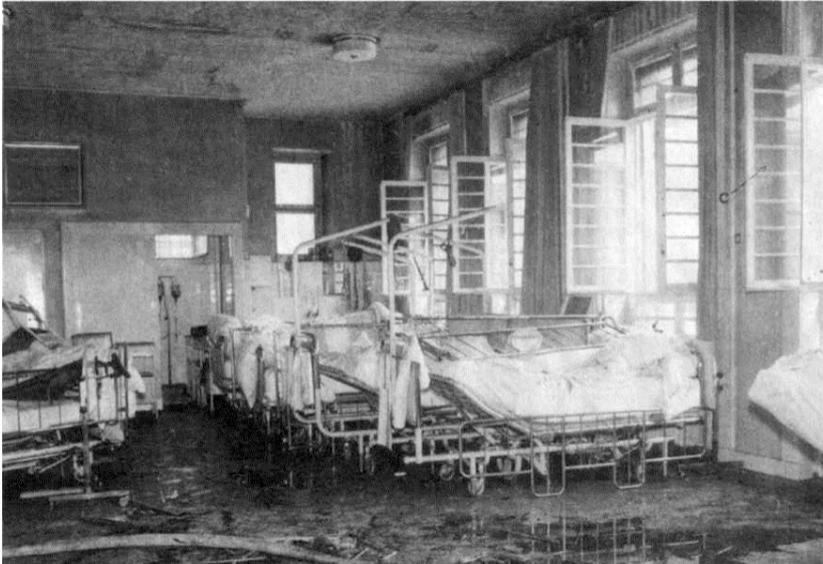


Neue Zürcher Zeitung



Der ganz normale Alltag in einer psychiatrischen Klinik - festgehalten von einem Pfleger, der sich später als Fotograf selbständig machte.

BILDER WILLI KELLER

Hinter verschlossenen Türen erstickt

1971 sterben bei einem Brand im Burghölzli 28 Patienten - ein Buch beleuchtet den damaligen Klinikalltag

DOROTHEE VÖGELI

Dicker Rauch schlägt am Morgen des 6. März 1971 einem Nachtpfleger entgegen, als er von einem Rundgang ins Stationszimmer zurückkehrt. Rasend schnell breiten sich die giftigen Schwaden in der geriatrischen Männerabteilung CI des Burghölzlis aus. Die Rettungskräfte sind rasch zur Stelle. Aber sie haben keine Schlüssel, um die Türen und vergitterten Fenster zu öffnen. Als schliesslich die städtische Brandwache die Türen sprengt, kommt für die Mehrzahl der 43 Patienten jegliche Hilfe zu spät. 28 Menschen sterben, die meisten erstickten im Schlaf. Jene, die sich zu retten versuchen, scheitern an den verschlossenen Türen und vergitterten Fenstern.

Viele dieser Patienten hat der damalige Psychiatriepfleger Willi Keller wenige Monate vor der Brandkatastrophe fotografiert. Mit dem Einverständnis der Klinikleitung dokumentierte er den Alltag einer der Öffentlichkeit unbekannteren Welt, auch im Hinblick auf eine Ausstellung.

Nach dem tragischen Ereignis war niemandem mehr danach zumute. Die Bilder gerieten in Vergessenheit - bis Keller sie 43 Jahre später wieder entdeckte. Für das Staatsarchiv war der Fund ein Glücksfall. Denn im Zuge der gegenwärtigen Aufarbeitung der fürsorglichen Zwangsmassnahmen in der Schweiz spielen die psychiatrischen Kliniken eine zentrale Rolle.

Eine Hommage an die Opfer

Gleichzeitig fiel die Brandkatastrophe in eine Zeit des gesellschaftlichen Um- und Aufbruchs, die auch die Psychiatrie erfasst hatte. Zusammen mit dem Fotografen Keller und dem Chronos-Verlag lancierte das Staatsarchiv deshalb das Buchprojekt «Eingeschlossen», für das es zwei erfahrene Fachleute, Sabine Jenzer und Thomas Meier von der Beratungsstelle Landesgeschichte, ins Boot holen konnte. Auch der Regierungsrat war vom Projekt überzeugt. 2015 sprach er einen Kredit aus dem Lotteriefonds. Damit finanzierte er den Hauptteil der eben erschienenen Publikation,

die sich als eine Hommage an die 28 Männer versteht, die am 6. März 1971 ums Leben kamen.

Als Pfleger hatte Willi Keller mit ihnen Tage und Nächte verbracht. Er war mit ihren Nöten, ihren wechselnden Stimmungen vertraut. Er kannte die Tages- und Arbeitsabläufe, die beengenden Platzverhältnisse und die Monotonie des Anstaltslebens, von denen seine Momentaufnahmen zeugen. Sie stehen im Zentrum des Buchs. Insider Keller, der seit 1972 als freischaffender Kunstmaler und Fotograf tätig ist, verfasste auch die Bildbeschreibungen. Er protokolliert und bleibt dabei nah an den Patienten. Sein Blick ist respektvoll, nie anklagend. Trotz aller Trostlosigkeit blitzt immer wieder auch Heiterkeit auf. In der Presse und auf der politischen Bühne schlug die Brandkatastrophe hohe Wellen. Minuziös zeichnen Sabine Jenzer und Thomas Meier im ersten Teil des Buchs auch die juristische Aufarbeitung des «schicksalsschweren Tags» nach, wie die NZZ damals schrieb.

In die Schusslinie war zunächst der Nachtpfleger der Abteilung CI geraten, der später freigesprochen wurde. Dass im Stationszimmer der Brandherd war, bezweifelten die Brandschutzexperten nicht, die genaue Ursache blieb jedoch ungeklärt.

Das im Burghölzli herrschende Sparregime wurde in der Presse Gegenstand hitziger Polemiken. Denn zum Ausmass des Unglücks hatte beigetragen, dass der völlig renovationsbedürftige Trakt C seit Monaten im Umbau war, wie der Verwaltungsdirektor am Tag des Brandunglücks einräumte. Weil die Hälfte dieses Traktes unbewohnbar war, herrschte noch mehr Platznot als sonst. Wegen des Feuers schmolzen die Plastikabdeckungen und Kunststoffwände, die vor Staub und Baulärm schützen sollten. An den giftigen Dämpfen starben hauptsächlich bettlägerige Männer, die aus Kostengründen nicht in ein Provisorium verlegt worden waren.

Seit den 1920er Jahren war die Platznot in der Psychiatrie ein Thema. Um die Kliniken Rheinau und Burghölzli zu entlasten, wurde bereits damals ein Raumprogramm für eine dritte Anstalt erarbeitet. Anfang der 1930er Jahre schubladisierte die Regierung die Pläne wegen ungünstiger Finanzlage.

Nach dem Zweiten Weltkrieg folgte ein neuer Anlauf. Entgegen der Meinung der Ärzte aller Fraktionen sprach sich aber die Mehrheit des Kantonsrats gegen den Bau einer dritten Klinik aus, derweil Klinikdirektor Manfred Bleuler von unhaltbaren Zuständen sprach. Obwohl Matratzen für Schwerstkranke auf dem Boden ausgelegt wurden, konnte das Burghölzli nicht mehr alle Patienten aufnehmen. Bleuler warnte vor Epidemien und zunehmender Gewalttätigkeit. 1961 hatte der Kantonsrat schliesslich ein offenes Ohr. 1971, kurz vor der Brandkatastrophe, bewilligte das Stimmvolk eine dritte psychiatrische Klinik in Embrach.

Psychiatrie im Umbruch

Trotz deplorable Zustände im sanitären Bereich war auch die überfällige Renovation des Burghölzlis erst in den 1960er Jahren an die Hand genommen worden. Damit einher ging die Modernisierung der Psychiatrie. Das augenfälligste Symbol war der Abbruch der Anstaltsmauern um 1967/68. Den von der 68er-Bewegung geprägten Aufbruch zeichnen die Autoren nicht aufgrund von Akten und Publikationen nach. Stattdessen führten sie Gespräche mit 13 Ärzten und Psychiatriepflegern, die um 1970 im Burghölzli tätig waren. Deren Erinnerungen kondensieren sie im letzten Teil des Buchs zu einem anschaulichen Bild des sich wandelnden Umgangs mit den 500 Patienten, die im Burghölzli lebten.

Einige der Befragten waren in der Basisgruppe engagiert. Diese brachte die Kritik der antipsychiatrischen Bewegung in die Klinik ein, stiess aber damit nicht nur auf offene Ohren. Bei allen Differenzen sind sich jedoch die Befragten in einem Punkt überraschend einig: Die Aufbruchjahre im Burghölzli erlebten sie sehr positiv. Ambros Uchtenhagen, 1973 im Zuge der institutionellen Reformen zum Direktor der neu geschaffenen Sozialpsychiatrie ernannt, bezeichnet sie als die glücklichste Zeit seines Lebens. Bis in die 1960er Jahre waren Messer und Gabeln aus Angst vor Verletzungen verboten. Auch das Tragen von Brillen war nicht erlaubt. Hingegen wurden bereits 1965 zwei geschlossene Abteilungen geöffnet. Im Rahmen eines Pilotversuchs durften einige Patienten einer Arbeit ausserhalb der Klinik nachgehen. Der Prozess der weiteren Öffnung und gesellschaftlichen Wiedereingliederung der Patienten war jedoch langwierig - obwohl man in der damaligen Hochkonjunktur sogar «schwerstgestörte Menschen in irgendwelchen Betrieben unterbringen konnte», wie sich der einstige Oberarzt Emanuel Hurwitz erinnert.

Die tiefgreifendste Veränderung im Klinikalltag brachte jedoch die pharmakologische Wende. Neuroleptika, Tranquilizer und Antidepressiva eröffneten vielen Patienten überhaupt erst therapeutische Möglichkeiten. Mit der Zeit verschwanden die «grossen Kuren» wie die Insulinschocktherapie, die Fieberkur oder die Elektroschockbehandlung. Bei den Schilderungen dieser Methoden nehmen die interviewten Pflegenden und Ärzte kein Blatt vor den Mund. Ebenso schonungslos berichten sie vom Umgang mit «widerspenstigen» Patienten. Laut Berthold Rothschild, der bis 1969 Oberarzt am Burghölzli war, wurden die «grossen Kuren» auch zur Disziplinierung eingesetzt. Um Patienten ruhigzustellen, schnitt man ihnen mitunter ein Stück Gehirn heraus.

Inzwischen sind die pharmakologischen, psychotherapeutischen und sozialen Therapieansätze selbstverständlich geworden. Selbst Jules Angst, der bis 1994 Forschungsdirektor war, warnt aber vor einem Überhandnehmen der Pharmakotherapie und der Verstärkung der biologischen Psychiatrie. «Man soll nicht nur Hirnforschung machen», sagt der 91-Jährige in diesem höchst aufschlussreichen Buch, das die Psychiatriegeschichte mit der Gegenwart verknüpft.

Sabine Jenzer, Willi Keller, Thomas Meier: Eingeschlossen - Alltag und Aufbruch in der psychiatrischen Klinik Burghölzli zur Zeit der Brandkatastrophe von 1971. Verlag Chronos, Zürich 2017. Fr. 48.-.